

QUANTENSPRUNG

Fragwürdige Wege der Publikation

Wissenschaftlicher Unsinn findet immer mal wieder seinen Weg auch in die angesehensten Journale. Ein sehr merkwürdiger Artikel erschien kürzlich auf der Webseite der „Proceedings“, der Zeitschrift der amerikanischen nationalen Akademie der Wissenschaften. Der Paläontologe Donald Williamson erklärt darin seine unsinnige Theorie der „Hybridogenese“: Er glaubt, dass der genetische Ursprung der Metamorphose vieler Insekten in einem massiven „horizontalen“ Gentransfer von Stummelfüßler-Würmern zu suchen sei. Dies ist schlichter Unfug in vielerlei Hinsicht, nicht zuletzt weil sich in den Genomen von Motten und Bienen keine Spur von Würmern finden lässt.

Dieser fragwürdige Artikel erzeugte einen Aufschrei der Empörung. Die Zeitschrift „Science“ berichtete über diesen Fall und prangerte eine Besonderheit bei den „Proceedings“ an, die jetzt wegen dieses Artikels, der formell noch nicht veröffentlicht ist, abgeschafft werden soll.

Wie bei den meisten wissenschaftlichen Zeitschriften werden eingereichte Manuskripte vor der Veröffentlichung in den „Proceedings“ anonym von Mitgliedern der Akademie und anderen Wissenschaftlern begutachtet. „Track II“ heißt diese Prozedur. Etwa 80 Prozent werden abgelehnt, was auch Qualität und Status der „Pro-



AXEL MEYER

Professor für Evolutionsbiologie in Konstanz

ceedings“ ausmacht. Allerdings haben Akadememitglieder das Privileg, eigene Artikel („contributed“) oder die eines Kollegen („communicated“) direkt einzureichen. Solche „Track I“-Manuskripte werden zwar auch den Herausgebern gezeigt, aber die erste Evaluation wird von Kollegen vorgenommen, die vom Akademiemitglied selbst ausgesucht werden. Zwei positive Gutachten genügen, um ein Manuskript per Track I zu platzieren. Etwa 1.350 der 4.000 Artikel, die 2008 in den Proceedings erschienen, wurden so publiziert. Seilschaften sollen es nun schwieriger haben, denn ab Juli 2010 wird es keine „communicated“ mehr geben, nur das Privileg der Akademiemitglieder für eigene Artikel wird beibehalten.

Der fragliche Artikel wurde von Lynn Margulis „communicated“, die angeblich sechs bis sieben Gutachten einholte, dann aber nur zwei positive mit dem Manuskript einreichte und die negativen verschwie. Margulis hat sich einen Namen durch viele falsche Ideen gemacht. Ein oder zwei sehr wichtige, die sich als richtig herausstellten, verhalten ihr zur Mitgliedschaft in der Akademie. Der mit zwei (!) Nobelpreisen ausgezeichnete Linus Pauling sagte, dass man viele Ideen haben muss, um am Ende wenige richtige zu haben. Unorthodoxe Ideen sind selbstverständlich nicht immer per se falsch.

wissenschaft@handelsblatt.com

Die Lust, anders zu sein

Die Vorstellungen von Luxus wandeln sich. In der Wohlstandsgesellschaft taugt Protzerei nicht mehr zur Selbstdarstellung.

MARTIN ROOS | DÜSSELDORF

Mein Haus, mein Auto, mein Boot! Meine Pferde, meine Pferdepflegerinnen! In der legendären TV-Werbung stellten die Sparkassen in den 90ern Luxus für jedermann in Aussicht. Solche Versprechungen sind spätestens mit der Finanzkrise spurlos verschwunden.

Und auch die Luxusindustrie, die sich bisher für krisenfest hielt, hat wenig Anlass zur Selbstgefälligkeit. „Luxus ist kein sicherer Hafen mehr – weder national noch international“, sagt Johannes Siemens, Partner bei KPMG. In einer aktuellen Studie hat die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft den Umsatzrückgang analysiert. Sie führt ihn auf den Wandel der gesellschaftlichen Bedeutung von Luxus zurück.

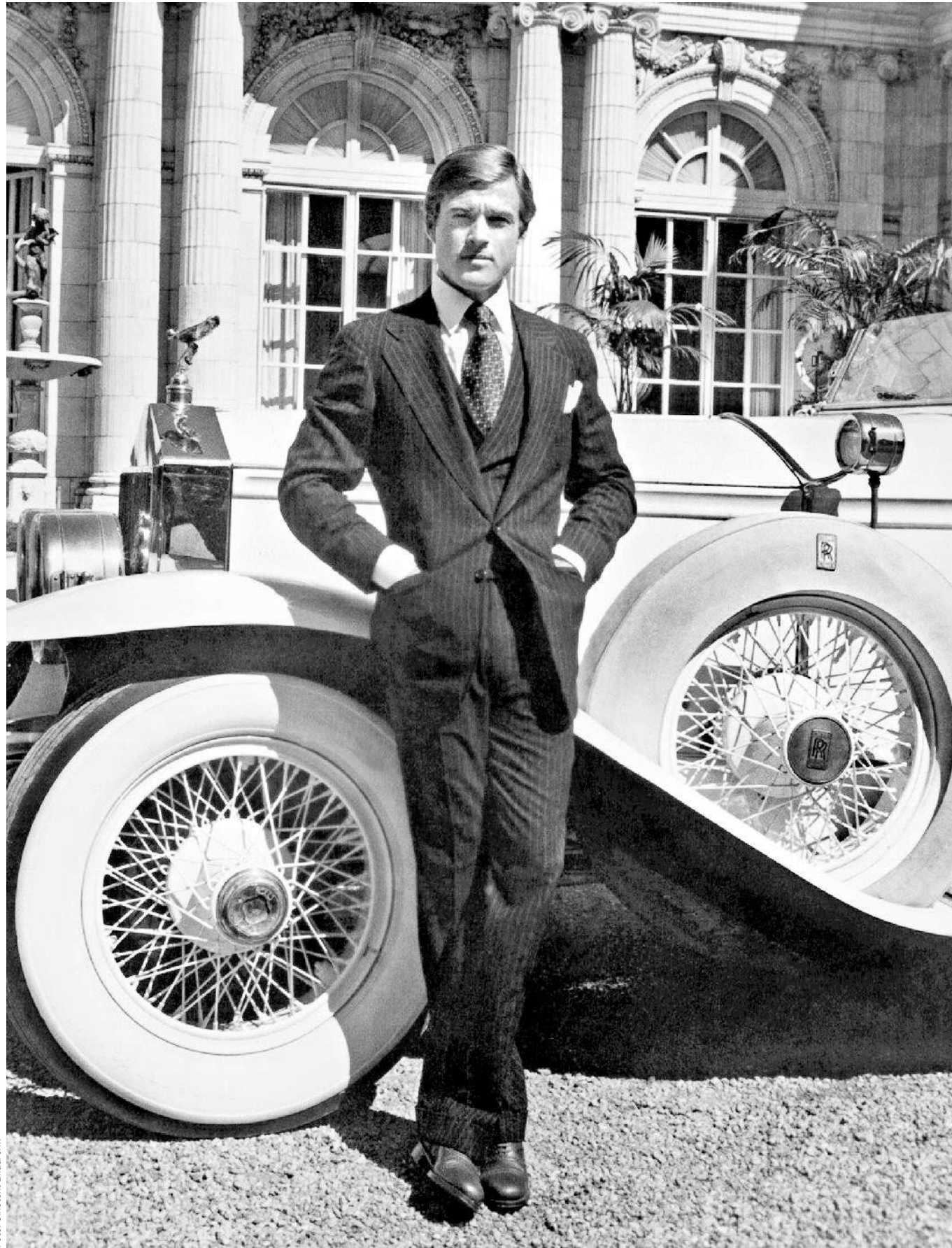
Luxus liegt im Auge des Betrachters. Mal Völlerei, mal Prasserei, mal Pose, mal Verführung, mal Genuss. Luxus ist abhängig von Personen, Orten und Zeit. Für den Europäer ist es eine Flasche Chateau Lafite-Rothschild, für manchen Afrikaner ein Kanister Wasser, für den Krebskranken ein Tag ohne Schmerzen. Klaus Heine, Luxusforscher am Marketing-Lehrstuhl der Technischen Universität Berlin hat dafür eine Formel: „Luxus ist, was mehr als gewöhnlich oder notwendig ist.“

Noch nie in der Geschichte konnten so viele Menschen an Luxus teilhaben wie heute. Gerade im Luxus-einstiegsbereich wie Kosmetik und Accessoires ist die Zielgruppe enorm gewachsen. „Durch die Demokratisierung von Luxus in den letzten Jahren wurde die Kundschaft weit über die wohlhabenden Konsumenten in die Mittelschicht erweitert, die traditionell eher von Wirtschaftskrisen betroffen ist“, sagt Heine. Neu an der aktuellen Finanzkrise sei die Tatsache, dass auch Millionäre und Milliardäre Verluste hinnehmen mussten und sich einschränken. „Selbst viele Reiche zögern heute, sich übermäßigen neuen Luxus zu kaufen. Zudem gibt es latent die Sorge, ob ihr Reichtum zukünftig auch wirklich noch bestehen wird“, erklärt Heine.

In der Geschichte war Luxus fast immer nur einer kleinen Minderheit vorbehalten. Der Begriff kommt vom lateinischen „luxuria“, was üppiges Wachstum, Schwelgen und Ausschweifung bedeutet. Die Ausschweifungen waren zu Augustus' Zeiten nur etwa einem Prozent der bis zu 80 Millionen Menschen, die im Römischen Reich lebten, möglich. Sie teilten das Vermögen unter sich auf. Die Elite setzte sich aus Senatoren, Rittern und Gemeinderäten zusammen. Der kleinen reichen Oberschicht standen Millionen einfache freie Bürger und Sklaven gegenüber.

Für die betuchten Römer war „luxuria“ der Inbegriff von Prunksucht und Schwelgerei – im Gegensatz zur „virtus“, der Tugend und Mannigfaltigkeit. Für die frühen Christen war „luxuria“ eine der sieben Todsünden. Gemeint war damit vor allem Wollust, also Sex, der nur um des Vergnügens willen stattfindet.

Doch schon in der Antike war klar, dass Luxus kein stilles Vergnügen ist, sondern „Bewunderer und Mitwisser“ braucht, wie der Philosoph Seneca erkannte. Mit Luxus konnte und kann man zeigen, wer man ist und was man ist. Bis zum Ende der Renaissance zeigten Machthaber ihre Stellung auch durch Kleidung und Schmuck. Teurer Purpurfarbstoff war den Gewändern von Senatoren



Robert Redford als „Der Große Gatsby“, in der Verfilmung (1974) des Romans von F. Scott Fitzgerald: Luxus braucht eine Bühne und ein Publikum, wusste Fitzgerald. Sein trauriger Held gibt rauschende Feste und bleibt doch inmitten aller Reichtümer einsam.

und Kaisern, später Päpsten und Kardinalen vorbehalten. Umso begehrt war er dadurch auch bei Privatleuten – trotz Verboten.

„Einzigartigkeit und Abgrenzung sind grundlegende Bedürfnisse. Egal, in welcher Zeit wir leben, Menschen wollen sich immer von anderen Menschen in irgendeiner Weise abgrenzen“, sagt Heine. Der Wunsch nach Luxus gehört zu Menschen. Für den Dichter Oscar Wilde war er sogar völlig unverzichtbar: „Man verseehe mich mit Luxus, auf alles Notwendige kann ich verzichten.“ Seine Liebe zu extravaganten Anzügen und edlen Einrichtungsgegenständen wurde sprichwörtlich.

Doch die Zurschaustellung materiellen Besitzes ist heute nicht mehr der einzige Sinn von Luxus. In einer Studie hat Heine mit dem Lehrstuhlinhaber Volker Trommsdorff etwa 2.000 Luxuskonsumenten nach ihren Kaufmotiven befragt. „Lange spielte bei der Anschaffung von teuren Produkten vor allem das soziale Status-

denken eine wichtige Rolle. Luxuskäufe dienten also dazu, den eigenen Reichtum zu demonstrieren“, erläutert Heine. Zwar sei auch heute Luxuskonsum wesentlich auf Statusstreben zurückzuführen. Doch in Zeiten, wo sich fast alle – zumindest auf Kredit – fast alles kaufen könnten und „wo es dem Einzelnen zunehmend darum geht, die eigene Persönlichkeit zu verwirklichen, werden auch persönliche Motive immer wichtiger“, meint Heine. Beispielsweise kaufen viele ein teures Auto, weniger um soziale Anerkennung zu erhalten, sondern zur Belohnung für Erfolge und zur Selbstbestätigung.

Zudem sei die Kommunikation von Status in den Industrienationen differenzierter und subtiler geworden. „Dazu bedarf es keiner Logos mehr, keiner protzigen Rolex oder keines teuren Autos. Immer geeigneter für die Kommunikation von Status sind zum Beispiel eine Kongo-Reise, eine Mitgliedschaft in einem geheimen Netzwerk oder eine Jacke,

Postmoderne Luxusverweigerer

die aus tibetanischen Decken von einer Russin in Paris genäht wurde“, behauptet Heine. Darüber hinaus könnten nach vielen Jahren des permanenten Kaufens viele Menschen dem Konsum nichts Besonderes und damit nichts „wahrdhaft Luxuriöses“ mehr abgewinnen. Der rein materielle Luxus wird als zunehmend unbefriedigend empfunden: „Die Menschen begreifen immer mehr, dass sich die Luxusspirale nicht endlos fortsetzen lässt. Begierden und Sehnsüchte wecken immer wieder neue Begierden und Sehnsüchte“, meint Reinhold Knoll, Soziologe an der Universität Wien.

Sie brauchen keine außerge-

wöhnlich teuren Produkte, sondern bevorzugen stattdessen zum Beispiel, überhaupt nicht zu arbeiten und ihre Zeit vollkommen frei einzuteilen.

„Die Konsumenten streben nicht mehr vorwiegend nur nach einer vertikalen sozialen Aufwertung, sondern auch nach einer horizontalen Differenzierung, nach einem Besonderen und Anderssein“, sagt Heine. Dies sei auch eine Folge des Wunsches nach Selbstverwirklichung. „Viele Menschen ist es heute weniger wichtig, was andere von ihnen denken. Sie entscheiden sich für Verhaltensweisen oder Produkte, die vor allem ihrer eigenen Idee der Welt und ihrer eigenen Persönlichkeit entsprechen“, meint Heine.

Das Streben nach materiellem Luxus wird dennoch nicht ganz aufgehört. „Nur sein Gesicht verändert sich – je nach Geschmack der Zeit und dem, was gerade knapp und eben mehr als notwendig und gewöhnlich ist“, meint Heine.

UNSERE THEMEN

MO ÖKONOMIE: VWL

DI ESSAY

MI ÖKONOMIE: BWL & FINANCE

DO NATUR UND GEIST

FR LITERATUR

Mussolini war 1917 Agent der Briten

LONDON. Italiens späterer faschistischer Diktator Benito Mussolini hat im Ersten Weltkrieg ab Herbst 1917 für den britischen Geheimdienst MI5 gearbeitet. Wie der „Guardian“ gestern unter Berufung auf den Historiker Peter Martland von der Universität Cambridge berichtete, warb der MI5 den damals 34-jährigen Journalisten an, um ihn für eine Kampagne zugunsten des Verbleibs Italiens in der Kriegskoalition gegen Deutschland und Österreich-Ungarn einzuspannen. Mussolini erhielt ein Jahr lang wöchentlich 100 Pfund – das wären heute etwa 6.400 Euro.

Italien konnte nach der verheerenden Niederlage bei Caporetto und dem Durchbruch deutscher und österreichischer Truppen nach Venetien nur mit Hilfe britischer Truppen vor dem Zusammenbruch bewahrt werden. Als Russland nach der bolschewistischen Oktoberrevolution aus der Kriegskoalition ausgeschieden war, wollten die Briten keinesfalls auch Italien als Alliierten verlieren. Die Zahlungen wurden von dem konservativen britischen Politiker und damaligen MI5-Vertreter in Rom, Sir Samuel Hoare, genehmigt. Hoare hatte bereits in 1954 erschienenen Memoiren über die Rekrutierung Mussolinis berichtet. Die Einzelheiten über die Zahlungen entdeckte Martland jedoch erst jetzt bei der Durchsicht von Hoares Archiven.

Mussolinis Zeitung „Il popolo d'Italia“ lieferte tatsächlich die von der britischen Regierung gewünschten kriegstreiberischen Artikel. Darüber hinaus erklärte sich der frühere Sozialist Mussolini gegenüber seinem Führungsoffizier offenbar auch bereit, Demonstrationen von Kriegsgegnern durch italienische Veteranen auseinanderprügeln zu lassen. *fk/AFP*

Frauen weinen viel häufiger als Männer

FERDINAND KNAUSS | DÜSSELDORF

Frauen weinen durchschnittlich viermal so häufig wie Männer. Sie tun es außerdem nicht nur länger (rund sechs Minuten, statt zwei bis vier Minuten) sondern auch anders als Männer: Bei 65 Prozent der Frauen geht es in Schluchzen über, was nur bei sechs Prozent der Männer passiert. „Weibliches Weinen ist länger, dramatischer und herzzerreißen“, sagt die Augenärztin Elisabeth Messmer von der Ludwig-Maximilians-Universität München. Sie hat verschiedene Studien zum Weinen in einem Artikel der Fachzeitschrift „Der Ophthalmologe“ zusammengefasst.

Auch die Anlässe des Weins sind nicht geschlechtsneutral: Frauen weinen besonders oft angesichts schwer lösbarer Konflikte oder in Erinnerung an die Vergangenheit. Männer dagegen aus Mitleid oder beim Scheitern einer Liebesbeziehung. Bei Kindern unter 13 Jahren sind keine Geschlechtsunterschiede feststellbar. Dies könnte man dahingehend deuten, dass das Weinen vor Freude, Trauer oder Zorn nicht angeboren, sondern eine erlernte Kulturpraxis ist.

„Der Nutzen und die Besonderheit emotionaler Tränen sind weitgehend unerforscht“, sagt Christian Ohrlhoff von der Universitäts-Augenklinik in Frankfurt am Main. Zwar können Tränen durchaus Helfer und Tröster auf den plan rufen, doch zeigt eine Studie, dass die Menschen eher alleine weinen als in der Öffentlichkeit. Die meisten spekulativen Thesen seien bisher nicht belegt: Etwa dass häufig weinende Menschen sentimental, hysterisch und manipulierend, Nicht-Weiner dagegen disziplinierter seien. „Wie der Mensch weint, lässt sich zwar physiologisch genau erklären, doch warum, das wissen wir bislang immer noch nicht“, sagt Ohrlhoff.

Das optimierte Gehirn auf dem Weg in die schöne neue Welt

Eine Wissenschaftlergruppe fordert den offenen Umgang mit Hirn-Doping und befürwortet Psychopharmaka für gesunde Menschen

FERDINAND KNAUSS | DÜSSELDORF

Sobald nur das geringste Unwohlsein aufkommt, ein Zweifel, eine innere Unruhe, nehme man einen Schluck Soma – und ein wohliges Glücksgefühl kehre zurück. Nicht nur körperliche, auch seelische Schmerzen gibt's nicht mehr, dank Soma. Die „nebenwirkungsfreie“ Allzweckdroge sorgt dafür, dass die Menschen nichts anderes wollen als Konsum und Sex, dass sie effizient funktionieren, ohne zu lieben, zu leiden und zu denken.

Aldous Huxleys Zukunftsroman „Schöne neue Welt“ ist 77 Jahre alt und wird doch immer aktueller: Dass es Hirn-Doping, also Präparate, die gezielt auf psychische Eigenschaften und mentale Leistungsfähigkeit wirken, bald geben wird, bezweifelt kaum jemand. Bis es so weit ist, versuchen heute bereits immer mehr gesunde Menschen, mit pharmazeutischen Methoden, die bisher offiziell nur für psychisch Kranke gedacht

sind, ihre mentale Leistungsfähigkeit und ihre Stimmung zu verbessern. In den Vereinigten Staaten ist solches Hirn-Doping längst ein Massenphänomen. In einer Online-Umfrage bekannte jeder dritte Wissenschaftler, der geistigen Fitness gelegentlich mit Medikamenten nachzuhelfen. „Ritalin“ zum Beispiel bessert nicht nur die Konzentrationsfähigkeit von aufmerksamkeitsgestörten Kindern, sondern auch die von gesunden Erwachsenen – so empfinden es zumindest viele Anwender. Auch Mittel gegen Altersdemenz nehmen offenbar häufig gesunde Menschen vor Prüfungen ein. Die Wirksamkeit der bislang verfügbaren Psychopharmaka bei Gesunden ist umstritten, Langzeitstudien, die gesundheitliche Schäden eines regelmäßigen Neuro-Enhancements offenbaren könnten, fehlen bislang.

Schneller als die Pharmazeuten sind die selbst ernannten „Neuroethiker“, die vorgeben zu wissen, wie

die Gesellschaft und der Einzelne mit solchen Mitteln umzugehen habe. Sieben Psychiater, Philosophen und Juristen, die in der Projektgruppe „Potenziale und Risiken des pharmazeutischen Enhancements“ zusammenarbeiten, fordern nun in dem gemeinsamen Memorandum „Das optimierte Gehirn“ in der Zeitschrift „Gehirn & Geist“ (www.gehirn-und-geist.de) einen „offenen

Pillen für bessere Menschen

und liberalen Umgang“ mit künftigen Präparaten. Es gebe keine „überzeugenden grundsätzlichen Einwände gegen eine pharmazeutische Verbesserung des Gehirns oder der Psyche“, denn das sei nur die „Fortsetzung eines zum Menschen gehörenden geistigen Optimierungsstrebens mit anderen Mitteln“.

Der Text, der am Montag in Berlin der Presse präsentiert wurde, ist ein bestürzendes Dokument der mangelnden philosophischen Tiefe im

medizinischen Diskurs. Von Menschen, die sich als Philosophen oder Ethiker bezeichnen wie die Autoren Thorsten Galert, Reinhard Merkel und Bettina Schöne-Seifert (Mitglied im „Deutschen Ethikrat“), sollte man Gedanken erwarten über all das, was künftige Psychopharmaka verändern könnten: die Freiheit des Menschen und die Schicksalhaftigkeit des Lebens zum Beispiel. Man könnte von der Existenzphilosophie sprechen, von Karl Jaspers und Martin Heidegger. Ist ein Mensch noch er selbst, nachdem er nicht nur seinen Körper, sondern auch seine Seele schönheitschirurgisch verändert hat?

Doch statt existenziellen Fragen auf den Grund zu gehen, präsentieren Galert und seine Mitautoren einen erschreckend naiven Menschenbesserungsglauben, den man nicht mehr für möglich gehalten hat. Das „Überschreiten der menschlichen Natur“ sei „nicht sakrosankt“, da wir ja ohnehin die Natur um uns

herum dauernd verändern. Als kämen sie direkt aus Huxleys „Schöner neuer Welt“, schwärmen die Autoren unverhohlen von dem „Potenzial von Neuro-Enhancement-Präparaten, unsere Lebensfreude oder unser Mitgefühl zu fördern“. Was für ein Mitgefühl das sein kann, das man in der Apotheke kaufen kann, darüber machen sich die Autoren keine Gedanken.

Bedenken jeglicher Art, etwa wegen Persönlichkeitsstörungen, wischen sie beiseite. Schließlich gebe es auch positive Persönlichkeitsveränderungen und überhaupt: „Befürchtungen gegenüber der Nutzung von Neuro-Enhancement-Präparaten basieren oft auf einem negativen Menschenbild.“ Das Menschenbild der Autoren lässt sich vage errahnen, wenn man Sätze wie diesen liest: „Der melancholische Dichter kann doch ruhig einmal ausprobieren, wie es wäre, weniger schwermütig zu sein. Sollte seine Kreativität darun-

ter leiden und er diesen Verlust durch den Zugewinn an Lebensfreude nicht kompensiert finden, kann er das Neuro-Enhancement-Präparat absetzen (und vielleicht ein wunderbares Gedicht über den hinter ihm liegenden Zustand der Selbstentfremdung schreiben).“

Sorgen machen sich die Ethiker nicht über die Seelen der Menschen, sondern über die „Verteilungsgerechtigkeit“. Hirn-Doping für alle! Der Staat solle daher – wiederum ganz wie in Huxleys Roman – auch ärmeren Bürgern den Zugang zu Hirn-Doping ermöglichen, denn die „allgemeine Anhebung des geistigen Niveaus“ habe schließlich einen „Nutzen für die gesamte Gesellschaft“.

Sollen wir uns wirklich kollektiv in eine schöne neue Wissensgesellschaft dopen? Der Verzicht auf die Droge wäre dann das letzte große Abenteuer: Schmerzen, Melancholie, Liebe, Hass und die Erkenntnis der eigenen Grenzen. Was für ein Trip!